

Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstmfreunde und Künstler.

Herausgegeben von Professor L. Bischoff. — Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Nr. 21.

KÖLN, 27. Mai 1854.

II. Jahrgang.

Die Geigerin von Florenz.

Novellette.

(Schluss statt Fortsetzung. S. Nr. 20.)

2.

An den Ufern des Arno lag eine reizende Villa, umgeben von schönen Garten-Anlagen. Das Innere der Villa entsprach durch seine geschmackvolle, reiche, ja prächtige Einrichtung dem Aeussern derselben. Was nur die damalige Zeit an Gegenständen des Luxus kannte, an was nur üppiger Reichthum Freude hatte — es war in der Villa zusammengebracht. Noth mussten deren Bewohner nicht kennen. Wer von aussen Garten und Haus betrachtete, wer zuerst die inneren Räume betrat, musste glauben, hier wohne das Glück. War dem so?

Eine hohe Frauengestalt, in schwarzen venetianischen Sammt gekleidet und dicht verschleiert, durchschritt die Gänge des Gartens. Sie kam von aussen und das Gebetbuch in ihrer Hand rechtfertigte die Vermuthung, dass sie aus der benachbarten Kirche komme, wo eben eine Abendmesse beendet worden. Sie betrat das Gebäude und begab sich in einen lustigen Saal. Am Fenster setzte sie sich nieder, legte den Schleier ab und schaute mit ernsten Blicken in die Landschaft, die vor ihr sich ausbreitete.

Es war Bianca Capello, eine der gefeiertesten Schönheiten Italiens. Ihre erste Jugendblüthe war zwar vorüber, aber noch immer bewahrte sie eine stolze, königliche Schönheit. Diese und der Geist, der aus ihren dunkeln Augen sprach, machten es erklärlich, dass sie ihren fürstlichen Liebhaber mit unzerreissbaren Banden an sich gefesselt hielt.

Jetzt war sie allein. Wer jetzt ihre Züge beobachtet hätte, würde Stolz und Ehrgeiz und manche andere Leidenschaft, das selige Bewusstsein des Glückes aber nicht in ihnen gefunden haben.

Ihr Auge weilte auf den Schönheiten der Natur, aber ihr Gedanke war nicht dabei; ihr inneres Auge warf einen Blick auf die Vergangenheit ihres Lebens. Sie kam aus der Kirche zurück, in der sie eine Messe für die Seelenruhe

ihres Geliebten hatte lesen lassen, der fünf Jahre früher — ermordet worden war. Und der Mörder ihres Geliebten war der Mann, — der jetzt ihre Gunst besass.

Es gibt Stunden in unserem Leben, wo sich uns die Vergangenheit in lebhaftester Gestalt unwillkürlich aufdrängt. Bild für Bild ziehen dann die Erinnerungen an das entchwundene Leben unserem inneren Gesichte vorüber.

Eine solche Stunde hatte eben jetzt Bianca. Sie sah sich im Geiste wieder in ihrer Heimat, in dem stolzen Palaste zu Venedig, den ihre Eltern, den ältesten Geschlechtern der Republik angehörig, bewohnten. Das Bild ihres ersten Geliebten, Pietro Buonaventuri, stieg in ihrer Seele wieder auf, sie erinnerte sich lebhaft der Gluth ihrer damaligen Leidenschaft, die sie verführte, mit ihm zu fliehen. Sie entsann sich des ungeheuren Zornes ihrer Verwandten, ja, des ganzen Adels von Venedig, über ihre Flucht, der sich durch dieselbe beschimpft wähnte; sie entsann sich der Verfolgungen, die über sie verhängt wurden, wie ihr Name und der Name ihres Geliebten geächtet und demjenigen ein Preis zugesichert ward, der Pietro ermorden würde. Die Zeit wurde wieder lebendig in ihrem Innern, wo sie nach Florenz gekommen und hier beim Grossherzoge Schutz gesunden. Sie dachte der Tage, als dieser um ihre Gunst warb, ihren Geliebten, den sie geheirathet hatte, zu seinem Intendanten machte, und wie dieser selbst ihr Verhältniss zum Grossherzoge geduldet, ja befördert hatte. Bittere Empfindungen beschlichen sie bei diesem Bilde. Sie hatte Eltern und Vaterland der Liebe geopfert — aber die Liebe hatte dieses Opfer belohnt durch die Empfindungen des höchsten Glückes. In Florenz hatte sie die Liebe dem Ehrgeiz geopfert — aber der Ehrgeiz hat keine Macht, zu belohnen, wie die Liebe. Ihr Entführer war unwürdig dessen, was sie für ihn gethan; denn er überliess sie einem Anderen — aus niedrigen Ursachen. Das ist der herbste Schmerz im Leben eines Weibes, die Erkenntniss, sich einem Unwürdigen geopfert, die erste Blüthe der Liebe, das schönste Geschenk, das ein Weib hat, weggeworfen zu haben. Rasch eilte Bianca über diesen Punkt ihrer Er-

innerungen weg, sie scheute sich selbst darüber klar zu werden. Noch rascher überging sie das Andenken an die immer grösser werdenden Anmassungen und Unverschämtheiten ihres Gatten gegen den Grossherzog, denen dieser endlich mit dem Dolchstosse eines gedungenen Mörders ein Ende gemacht hatte. Sie warf einen Blick auf die Gegenwart. Reichthum und Wohlleben umgaben sie, sie übte einen grossen Einfluss auf ihren fürstlichen Geliebten, und wer ihr nahte, schmeichelte ihr desshalb. Sie sah ihren Ehrgeiz zum Theil befriedigt — aber doch nur zum Theil. Das still beseligende Gefühl des Glückes wohnte nicht in ihrer Brust — und lebhafter als je empfand sie das in diesem Augenblicke. Sie erhob sich von ihrem Sitze und ging mit starken Schritten durch den Saal.

Franzesco II. von Medici trat ein. Es war die Stunde, wo er sie zu besuchen pflegte. Auf den ersten Blick erkannte er ihre Stimmung. „Welche Wolken des Unmuths auf deiner schönen Stirn“ fragte er.

Sie sah ihn lange durchdringend an; endlich sagte sie: „Wundert Ihr Euch darüber, gnädiger Herr, dass mich zuweilen der Trübsinn beschleicht?“

„Was könnte dir gerechten Anlass zum Trübsinn geben?“ erwiederte der Grossherzog. „Was vermisstest du? Meine Liebe bestrebt sich, den leisesten deiner Wünsche zu erfüllen! Noch einmal: was vermisst du?“

„Eine Stellung, wie sie mir geziemt,“ antwortete sie mehr schwermüthig, als bitter. „Ich, die Tochter aus dem alten Hause der Capello, bin verbannt aus meinem Vaterlande, auf meinem Haupte lastet die Schmach der Achtung, einer entehrenden Verurtheilung.“

„Und ist dir meine Liebe kein Ersatz für dieses Missgeschick?“

„Eure Liebe,“ sagte Bianca, „Eure Liebe, die Ihr öffentlich nicht anerkennen dürft? Zeigt Ihr Euch dem Volke bei öffentlicher Gelegenheit, so hat Eure Gemalin den Platz an Eurer Seite — ich darf nur aus verborgenem Winkel Euch in der Pracht des Grossherzoges sehen. Freilich, sie ist eine Erzherzogin von Oesterreich, sie ist Eure rechtmässige Gemalin — ich bin nur Eure Geliebte!“

„Welche Gedanken,“ rief Franzesco unwillig, „was vergleichst du dich mit der stolzen und kalten Frau, die der Staats-Vortheil zu meiner Gemalin machte, und die mir nie geben konnte, was du mir gewährst, Liebe. Lass ihr die Pracht und die Befriedigung des Stolzes, Grossherzogin zu sein — begnige dich mit dem stillen Glücke der Liebe, mit dem Gedanken, mich zu entschädigen für die Opfer, die ich als Mann und Mensch dem Wohle meines

Staates bringen müssen. Du hast mir oft gesagt, dass dieser Gedanke dich beglücke, hast du mir auch gelogen?“

Des Grossherzogs Brauen hatten sich bei diesen Worten immer düsterer herabgezogen. Bianca fühlte, dass ihr ein Ausbruch seiner Heftigkeit drohe, dass sie nicht weiter gehen dürfe. Sie lenkte ein, sie brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Allein ungetrübte Heiterkeit wollte sich bei dem Paare nicht wieder einfinden, und der Grossherzog war im Begriffe unmuthig seine Geliebte zu verlassen, als plötzlich unter dem Fenster des Saales, in dem sie sich befanden, die Töne einer Geige erklangen, die nach und nach die Aufmerksamkeit Beider mehr und mehr fesselten. Von wunderbarem Ausdruck war das Spiel des ungesehenen Künstlers. Wie eine weiche Liebesklage erklangen die reinen Töne in dem stillen Frühlings-Abend, dann nahmen sie das Wesen eines tiefen Sehnens an; jetzt erschollen sie lockend und lieblich, dann ernst und schwermüthig. Als die Musik endigte, waren die beiden Hörer lebhaft ergriffen.

So hatte Franzesco noch niemals spielen hören. Er wollte den Künstler sehen. Ein ausgesandter Diener brachte nach kurzem Harren einen jungen Mann in das Zimmer, der etwas schüchtern seinem Führer folgte. Der Grossherzog forderte ihn auf weiter zu spielen. Der junge Mann that es. Franzesco fühlte sich wunderbar mehr und mehr bewegt. Der Unmuth war aus seiner Seele geschwunden, die Musik hatte ihre Zaubermacht an ihm geübt. Er fragte den jungen Künstler, wer er wäre. Dieser gab an, er sei ein Musiker, der durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt gewinne; er habe, rückkehrend von einem Schüler, der Versuchung nicht widerstehen können, bei dem schönen Abend sein Instrument erklingen zu lassen. Der Grossherzog nahm die Antwort wohlgefällig auf, sagte ihm viel freundliche Worte über sein Spiel, und erhob sich dann, um ihm seine Börse zu reichen. Da stürzte Bianca plötzlich auf ihn zu und riss ihm die Heftel seines Wammes auf. „Es ist ein Weib, ich wusste es wohl,“ rief sie dann mitflammenden Blicken, als Carlina's weisser Busen zum Verräther ihres Geschlechtes geworden war.

Purpurroth vor Schaam und zum Tode erschrocken, wandte sich Carlina um und floh wie ein gescheuchtes Reh. Doch sie sollte nicht entkommen. Der Thürhüter, der einen jungen Menschen bestürzt davoneilen sah, hegte Verdacht, er habe sich etwas zu Schulden kommen lassen, und hielt sie fest. Da der Grossherzog ihr zu gleicher Zeit nachrief, so wurde sie wieder vor ihn geführt. Zitternd stand sie da, die Augen zu Boden geschlagen, als erwarte sie das Urtheil

für ein Vergehen. Doch freundlich befragte sie Franzesco nach ihren wahren Verhältnissen, und Carlina konnte jetzt nicht umhin, dieselben anzugeben, so weit es nöthig war, um ihre Verkleidung zu rechtfertigen.

Freundlicher und freundlicher lauschte Franzesco ihrer einfachen Erzählung; sein Blick weilte mit immer steigendem Wohlgefallen auf der jugendlichen Gestalt des schönen Weibes, dessen jungfräuliches Wesen einen unendlichen Reiz für ihn besass. Er verhiess ihr seinen Schutz, seine Unterstützung, er drang darauf, dass ein so schönes Talent nicht in der Stille verkümmern solle, er versprach dafür zu sorgen, dass sie öffentlich auftreten solle und entliess sie endlich mit einem reichen Geldgeschenke.

In grosser Aufregung, geängstigt dass ihr Geheimniss verrathen sei, und erfreut über die reiche Aernte, die ihre Kunst ihr getragen, eilte Carlina heim zu ihrem kranken Geliebten, und mancherlei Gefühle einer ihr fast unerklärlichen Besorgniss und einer dieser widerstreitenden Hoffnung begleiteten sie auf ihrem Wege.

Franzesco nahm bald darauf Abschied von Bianca. Er war auffallend zerstreut.

Bianca lachte laut auf in bitterem Hohne, als ihr Geliebter sie verlassen hatte. Ihr Auge flammte in zürnender Wildheit, ihre feine weisse Hand war krampfhaft geballt — hätte Carlina sie gesehen, sie würde gewusst haben, weshalb sich Besorgnisse in ihrem Busen regten.

War es die Wuth der beginnenden Eifersucht, die in Bianca tobte?

3.

Der Name Carlina Brocchi wurde seit einigen Tagen viel genannt in Florenz. Das Gerücht hatte den Auftritt in der Villa der Bianca Capello weiter bekannt gemacht, unter welchen Entstellungen, halben Andeutungen, an die sich Vermuthungen knüpften, lässt sich leicht denken. Nichts reizt die Neugier eines Publicums mehr, als das plötzliche Auftauchen einer bis dahin unbekannten oder ungenannten Persönlichkeit, von der abenteuerliche Dinge erzählt werden. Es finden sich dann immer Einzelne, die diese Person schon gesehen haben wollen und Neues von ihr zu erzählen wissen. Das Urtheil der Menge schwankt hin und wieder, und je mehr es schwankt, desto eifriger wird erzählt, damit es ein festes werde.

So ging es mit Carlina Brocchi. Das Gerücht hatte einen ganzen Roman über die merkwürdigen Schicksale, die sie schon erlebt haben sollte, und die sie endlich nach Florenz verschlagen hätten, zusammengebracht, während sie selbst, ohne Ahnung davon, beschäftigt war ihren kranken

Geliebten zu pflegen, und mit Hoffnung auf eine bessere Zukunft und doch auch mit einem leisen Bangen der Stunde entgegen sah, wo sie öffentlich auftreten sollte.

Eine Künstlerin in unserer Zeit, die in einer ähnlichen Lage wie Carlina wäre, würde im Concertsaale auftreten, würde die neugierig musternden Blicke einiger hundert mit Lorgnetten und sonstigen, Fernröhren ähnlichen Instrumenten bewaffneten Augen auszuhalten haben, ein Applaus würde sie empfangen und ermuthigen, kurz, alles das würde geschehen, was ein gut gezogenes Publicum bei diesen Gelegenheiten zu thun pflegt. Das Publicum am Ende des sechszehnten Jahrhunderts war noch nicht so gut gezogen, ja, es gab eigentlich in unserem Sinne so wenig ein Publicum, als Concerte. Oeffentliche Musik konnte man nur in Kirchen hören, wenn man die Musik nicht mitrechnet, die bei Festlichkeiten und beim Tanze, bei öffentlichen Aufzügen und von kriegerischen Truppen ausgeführt wurde.

Carlina konnte also nicht anders öffentlich auftreten als in einer Gesellschaft, die der Grossherzog zu diesem Zwecke einlud.

Dieser beeilte sich, Carlina wieder zu hören — — und wieder zu sehen. Wenige Tage nachdem er sie zuerst kennen gelernt, spielte Carlina bei Hofe — wie wir uns heute ausdrücken würden.

Sie machte in jeder Beziehung einen bedeutenden Eindruck.

Schon dass sie Geige spielte, erregte allgemeine Verwunderung. Dieses Instrument ist selten von Frauen behandelt worden. Wie jetzt das Clavier, wie vor fünfzig Jahren und länger die Harfe, so war damals die Laute das Instrument, das Frauen spielten; die Geige blieb den Männern, wie es noch heute mit seltenen Ausnahmen der Fall ist. Dann erregte ihre Erscheinung allgemeines Wohlgefallen. Ihre grosse Schönheit, ihr Benehmen, in dem sich Schüchternheit doch mit einer gewissen Unbefangenheit, paarte, übte einen zauberhaften Reiz. Und endlich ihr Spiel! Wie voll, wie rein, wie schmelzend quollen die Töne unter dem Bogen hervor, den sie mit Anmuth führte. Sie spielte Musik von Goudimel, dem Lehrer Palestrina's, und anderen Meistern, deren Namen kaum der Geschichtskundige, deren Werke wohl selten jemand noch kennt.

Die Stücke, die sie vortrug, waren bekannt, allein die Zuhörer hielten sie für neu. So hatten sie dieselben noch nie vernommen. Mit solchem Ausdruck zu spielen, hatte man bis dahin für unmöglich gehalten.

Der lauteste Beifall belohnte die Künstlerin. Sie fühlte sich sonderbar gehoben dadurch. Zu gefallen, allgemein zu gefallen, durch etwas so Schönes, wie eine Kunstreistung,

zu gefallen, ist eine erhebende Empfindung. Wer mag es dem jungen, kaum achtzehnjährigen Weibe verargen, wenn ihr der Kopf schwindelte, wenn die rosigste Zukunft vor ihren Augen gaukelte, wenn sie sich glücklich fühlte im Vollgenuss des Augenblickes.

Als sie heimkehrte, meinte sie den schönsten Tag ihres Lebens gehabt zu haben.

Er war es auch gewesen.

Die Zuhörer gingen in grosser Aufregung aus einander. Der Beifall war ein allgemeiner; den Grossherzog an der Spitze, hatten sie alle der schönen Künstlerin gehuldigt.

Nur eine Person hatte nicht eingestimmt in den allgemeinen Jubel, nur ein Auge hatte nicht aufgeleuchtet in freudiger Begeisterung: es war das Bianca's. Das Lächeln, das auf ihrem Angesichte schwiebte, war ein bitteres, höhnisches, unheildrohendes; aber Aller Blicke waren auf Carlina gerichtet gewesen, niemand hatte sie — und ihr Lächeln beachtet.

4.

Jetzt sprach ganz Florenz von der schönen Geigerin. Jedermann wollte sie hören. Es wurden Pläne gemacht, sie in irgend einer Art öffentlich auftreten zu lassen.

Die Pläne waren umsonst; Carlina Brocchi hat nicht wieder öffentlich gespielt. Ob sie überhaupt wieder gespielt hat, wissen wir nicht, denn es hat sie niemand wieder gehört, der davon Nachricht geben könnte. Was ihr ferneres Schicksal gewesen, wir wissen es nicht, denn es hat sie niemand wieder gesehen, der darüber zu berichten wüsste.

So urplötzlich als Carlina in Florenz aufgetaucht war, so spurlos ist sie wieder verschwunden.

Es ist damals viel über sie gefragt, geforscht worden in Florenz, und aus dem Fragen und Forschen haben sich mannigfache Gerüchte gebildet.

Welcher Art diese Gerüchte waren, ist leicht zu errathen. Man kannte die Neigung des Grossherzogs für schöne Frauen, und dass ihm Carlina ungewöhnlich gefallen hatte, war offenkundig. Welche Mittel und Wege hat ein reicher Fürst nicht, ein Weib zu gewinnen! Schmeichelei, Geschenke — List und — — Gewalt.

Doch Carlina war so jungfräulich, so unschuldig, ihr Auge strahlte Reinheit, ihr Benehmen war so schüchtern, so entfernt von aller Gefallsucht. Wer sie gesehen hatte, hielt es für unmöglich, dass dieses Weib zu besiegen gewesen. Aber ist denn bloss Liebe eine Leidenschaft, die mächtige Hebel in Bewegung setzt? Gibt es nicht auch Eifersucht? Hat Eifersucht nicht die furchtbarsten Waffen?

Ist die Eifersucht je in ihrer Rache befriedigt, als durch den Tod der Nebenbuhlerin?

Es sind viele Generationen ausgestorben, seitdem Carolina Brocchi in Florenz verschwand. — Wer vermöchte heute noch den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften?

5.

Einige Jahre nach dem Verschwinden der schönen Geigerin sind vergossen. Es ist ein grosses Fest in Florenz. Des Grossherzogs Gemalin war gestorben, und Francesco Medici reichte seiner geliebten Bianca die Hand, er erhob sie zur Grossherzogin. Die Vermählung wurde mit grossen Festlichkeiten begangen. Die Republik Venedig nahm den Schimpf und die Schmach zurück, die sie einst auf das Haupt der entlaufenen Bianca Capello gehäuft hatte; sie fühlte sich geehrt, dass ein mächtiger Fürst eine Edle aus ihren Geschlechtern auf seinen Thron erhob und adoptirte diese durch feierlichen Act als Tochter der Republik. Eine Gesandtschaft von neunzig Nobili ward nach Florenz geschickt, um diesen Beschluss feierlich kund zu thun und der neuen Grossherzogin die Huldigungen der stolzen Meer-Beherrscherin darzubringen.

Es war ein Fest, wie noch keines in Florenz gesehen worden, als die Vermählung statt fand. Eine Pracht, wie der reiche Medicäer dabei entwickelte, war bis dahin unerhört.

Als Bianca in feierlichem Aufzuge durch die Stadt getragen wurde, als die neunzig Edlen ihrer Vaterstadt vor ihr her ritten, und das Volk seine *Evviva's* der neuen Grossherzogin zujubelte, leuchtete ihr Angesicht von befriedigtem Stolze. Sie hatte jetzt Alles erreicht, was sie je erreichen konnte. Holdselig grüsste sie nach allen Seiten und nichts störte die Feier ihres — schönsten Lebenstages.

Nur einmal gerieth der feierliche Zug etwas ins Stocken, allein das Hinderniss ward rasch beseitigt.

Es war auch nur ein unbedeutendes Hinderniss, der Leichenzug eines armen Mannes, der, aus einem Quergässchen kommend, auf den Hochzeitszug stiess. Die schwarz verhüllten barmherzigen Brüder, welche den Todten zur Ruhe begleiteten, passten allerdings wenig zu den reichgeschmückten Festgenossen, die in den buntesten Farben prangten. Allein der Eindruck, den das Kreuzen zweier so verschiedener Züge machte, war bald verwischt, der allgemeine Jubel ward nicht lange gestört.

Zwar kannte beinahe ganz Florenz den Todten, dessen unscheinbarer Sarg so ungelegen auf den Zug der Freude stiess, allein sein Hinscheiden betrübte auch nicht eine theilnehmende Seele, nicht ein geliebtes Wesen vermisste den

Dahingeschiedenen; er hatte sehr einsam im Leben gestanden, und niemand sprach wieder von ihm.

Unter dem Namen des wahnsinnigen Geigers hatte man in Florenz den Todten gekannt.

Ob er den Namen eines Wahnsinnigen in der That verdiente? Er war still und in sich gekehrt gewesen und hatte niemandem etwas zu Leide gethan. Mit seiner Geige war er still von Thür zu Thür gezogen und hatte den Leuten kleine Musikstücke vorgespielt, die er aber nie zu Ende bringen konnte — die Melodie verwirrte sich immer, wenn es zum Schluss kam, und er endigte mit einem gelgenden Misslaut. Hatten die Leute ihm ein Geschenk gegeben, so hatte er immer nur gefragt: „Habt Ihr Carlina nicht gesehen?“ Niemals war ihm ein anderer Bescheid geworden, als: nein, nein, nein! Dann hatte er aus tiefster Brust einen Seufzer herausgestossen, eine Thräne war über sein bleiches, eingefallenes Gesicht herabgerollt, und er war traurig weiter gegangen.

Der war es, den sie begruben, als Bianca Capello Grossherzogin von Toscana wurde! Ob ihm anderwärts auch mit „Nein“ geantwortet worden?

Roderich Benedix.

Berliner Briefe.

Den 14. Mai 1854.

Ich habe noch Einiges nachzuholen von der verflossenen Concert-Saison und beginne mit einem Berichte über die fremden Künstler, die wir diesmal zu hören Gelegenheit hatten. Es waren dies Jenny Lind-Goldschmidt nebst Otto Goldschmidt, Vieuxtemps, die Gebrüder Wieniawski, Wilhelmine Clauss und Lacombe. — Jenny Lind gab im Ganzen fünf Concerete mit glänzendstem Erfolge und zum Leidwesen aller ihrer Concurrenten, da das Publicum seine Geldmittel bei ihr erschöpfte. Das allgemeine Urtheil neigte sich dahin, dass ihre Stimme wohl gelitten hätte, dass sie indess — Alles in Allem betrachtet — durch das Ganze ihrer Leistung noch immer ihren Kunstgenossinnen weit überlegen sei. Dass der Verlust an Wohlklang ein sehr bedeutender sei, ist nicht meine Meinung; neben dem oft bedeckten Klang des Organs stellte sich schon früh eine gewisse Schärfe bei starkem Gebrauche desselben ein; diese Eigenschaften sind geblieben, ohne sich indess in auffallendem Grade gesteigert zu haben. Eher möchte ich in ihrer Vortragsweise einen Unterschied bemerken; sie ist kälter und berechneter geworden, die natürliche Wärme des Gefühls ist der Technik

und der Reflexion der Concertsängerin gewichen. Zwar in einzelnen Stücken, z. B. in einem Weber'schen Volksliede, in dem Liede von Mendelssohn, „Die Sterne schaun in stiller Nacht“, brachte sie noch durch Tiefe des Ausdrucks eine grosse Wirkung hervor; ihre Gesangsrichtung, die aus tiefster Brust den Ton hervorholt, und die schöne Kunst des gedämpften Tones bewährten hier aufs Neue ihre Macht; in manchen Stücken aber, wie in dem Liede von Mendelssohn, „Auf Flügeln des Gesanges“, und in dem Taubert'schen Wiegenliede, „Sonne hat sich müd' gelassen“, trat fast nur die Eleganz und die kluge, gewisser Maassen vornehme Berechnung hervor. Die Wahl des letztgenannten Liedes war nicht uninteressant, da wir es oft von Fräul. Wagner gehört haben; der Gegensatz beider Künstlerinnen trat sehr scharf darin hervor. Hier sieht man die Mutter vor sich, die ihr Kind einwiegt und einsingt, dort glaubt man eine vornehme Dame zu sehen, die das Lied einmal irgendwo gehört hat, es nachsingt, und es dabei ganz auf den Ton der Salonwelt überträgt. Wir heben unter den Leistungen der Jenny Lind noch die schwedischen Volkslieder hervor, in denen sie noch immer durch die unnachahmliche Originalität der Nuancen das Publicum elektrisiert, und die italiänischen Arien, in denen sie eine Vollendung der Technik entfaltet, wie sie gegenwärtig vielleicht von keiner ihrer Kunstgenossinnen erreicht wird. Die Reinheit der Intonation in den schwierigsten Passagen, die Gleichmässigkeit der Stimme, die durch zwei Octaven hindurch Alles aus einem Strom und einem Gusse hergibt, der seine Sinn für italiänische Melodik entzücken den Hörer; auch der Klang der Stimme verklärt sich unter dem Einflusse italiänischen Gesanges. Auf diesem Gebiete wird jetzt Jenny Lind ihre grössten Triumphe feiern. Herr O. Goldschmidt ist ein tüchtiger Clavierspieler, der sich durch Fertigkeit und Deutlichkeit des Spiels auszeichnet; Eigenschaften aber, durch die er heutiges Tages eine besonders hervorragende Stellung einnähme, besitzt er nicht. — Gleichzeitig mit Jenny Lind traf Fräul. W. Clauss hier ein; leider war dieses Zusammentreffen ein Hinderniss für sie, mit ihren schönen und liebenswürdigen Kunstleistungen so zur Geltung zu kommen, als es unter anderen Verhältnissen wohl der Fall gewesen wäre. Dennoch hat sie sich viele Freunde und Bewunderer erworben, namentlich in der Elite der Gesellschaft, der sie ja auch selbst durch die zarte und poetische Richtung ihres Wesens angehört; für derbere Naturen ist das Spiel von W. Clauss nicht gemacht. Hoffen wir, dass sie Berlin bald wieder mit einem Besuche ersfreue und zu günstigerer Zeit. Sie gab

hier drei Concerte, die recht besucht waren, und fand den wärmsten Beifall. Eine vollendete Sauberkeit und Reinlichkeit des Spiels, ein duftiger, weicher und seelenvoller Ton und ein seines, sinniges Verständniss sind ihre hervorragenden Eigenschaften. Wenn sie die Sonaten von Beethoven spielt, so lässt sich nicht gerade sagen, dass ihre Auffassung eine ganz objective sei; sie legt Accente hin, wo es niemand erwartete, sie macht Gedankenstriche, hält das Tempo zurück oder beschleunigt es in einer eigenthümlichen Weise, die wenigstens bestritten werden kann; aber ihr Spiel ist objectiv und subjectiv zugleich, sie interpretirt gleichsam den Componisten in sinniger, gedankenvoller und zarter, mädchenhafter Weise, aber so doch, dass der Componist selbst den inneren Halt dafür gibt. Wie wäre es denn auch anders möglich? In jedem von uns spiegeln sich, nach Maassgabe der Individualität, die wir nun einmal haben, die grossen Meister der Tonkunst in eigenthümlicher Weise wieder; ein schlechthin objectiver Vortrag ist nur durch Verzichtleistung auf alles Geistige oder unter Voraussetzung einer ganz universellen Persönlichkeit erreichbar. Meistens tragen diejenigen, die sich auf ihren objectiven Vortrag viel zu Gute thun, nüchtern vor; wer aber selbst etwas ist und etwas Eigenes hat, wer von dem inneren Künstlergeiste erfüllt ist, der wird Alles, was ihm vorkommt, mehr oder weniger individualisiren; nur das rein äusserliche, mechanische Aufnehmen kennt diese Gefahr nicht, wenn man das überhaupt Gefahr nennen soll; je tiefer und innerlicher das Verständniss wird, desto mehr spielt die eigene Persönlichkeit hinein. Mit einer solchen Persönlichkeit nun, als Fräul. Clauss es ist, Beethoven sich verschmelzen zu sehen, ist schon an sich von Interesse, obschon es andererseits falsch wäre, wenn nun jeder Andere ihre Art der Auffassung und des Vortrages sich zu eigen machen wollte. — Einen grossen Erfolg errangen hier die Gebrüder Wieniawski, die theils im Concertsaale des Schauspielhauses und im Opernhause selbst, theils im Kroll'schen Locale eine Reihe sehr besuchter Concerte gegeben haben. Der Aeltere, der Violinist, besitzt eine eminente Fertigkeit, die aber doch nicht ganz die letzte Probe besteht; es fehlt ihm darin die Sauberkeit und Durchsichtigkeit des Spiels; er spielt scheinbar mit den Schwierigkeiten, aber er hüpfst auch darüber hinweg und ist zu vollendet Schönheit noch nicht durchgedrungen. Die Kühnheit und das Feuer, dann wieder die süsse Zartheit seines Vortrages electrisiren das Publicum, doch bewegt er sich in den äussersten Gegensätzen und zeichnet sich daher namentlich nur in den Virtuosen-Compositionen aus, während der Vortrag des Beethoven'schen

Violin-Concertes und der Kreutzer-Sonate noch viel zu wünschen übrig liessen. Er ist ein eminentes Talent, aber zu stürmisch und unreif. Sein jüngerer Bruder, Pianist, ist bei Weitem ruhiger, klarer und künstlerischer und besitzt ebenfalls eine bedeutende Technik. Der Beifall, den ihnen das Publicum zollte, war übertrieben und bewies nur, dass die schönsten und edelsten künstlerischen Eigenschaften noch immer von Wenigen verstanden werden, dass das Flittergold für edler gehalten wird, als das Gold selbst. Eine junge Sängerin, Fräul. Auguste Schulz (hier in Berlin von der Gesanglehrerin Zimmermann gebildet und später eine Zeit lang in Weimar engagirt) hielt sich während der letzten Monate hier auf und hat sowohl in anderen Concerten, als auch in denen der Gebrüder Wieniawski vielfach mitgewirkt. Sie ist eine sehr durchgebildete Sängerin, die sich durch die Sicherheit ihres Gesanges und durch die Klarheit ihres Organs auch in sehr grossen Räumen Geltung verschaffen wird; nur eine geringere Schärfe des Organs und eine grössere Wärme des Vortrags bleiben zu wünschen. — Endlich noch einige Worte über Vieux temps, dessen künstlerisch vollendetes Spiel die ganze musicalische Welt Berlins aufs Neue in Entzücken versetzt hat. Die Klarheit und Grösse seines Tones, die Deutlichkeit, Rundung und Gleichmässigkeit in der Ueberwindung der grössten Schwierigkeiten, der maassvolle Adel des Vortrages suchen wahrhaft ihres Gleichen; mag er classische Werke oder leichtere Salonstücke spielen, überall erhebt er sich zu künstlerischer Klarheit und Schönheit, und selbst den Vorwurf, der ihm in Betreff des Vortrages der Kreutzer-Sonate gemacht wurde, dass er sie zu sehr dem Glänzenden genähert habe, vermögen wir nicht zu unterschreiben. Auch als Componist leistet er Bedeutendes; namentlich zeichnete sich sein neuestes Concert aus D durch Erfindung, Geschmack und reiche musicalische Verarbeitung aus.

G. E.

Wiener Briefe.

[Italiänische Oper — „Il Trovatore“, opera seria in quattro atti dal maestro Verdi — Concerte der Frau Jenny Lind-Goldschmidt und des Sängers Gerald.]

Den 14. Mai 1854.

Sie werden Sich über mein längeres Stillschweigen wohl nicht gewundert haben. Sie werden es nicht bloss einer individuellen Stimmung zuschreiben, da ich in meinem letzten Berichte von Concert-Ueberdruss und Schreib-Unlust sprach, sondern werden selbst erwägen, dass für meine gewöhnlichen Correspondenzen der Faden auszugehen beginnt, und dass mir bald nichts Anderes übrig bleibt,

als entweder in ein anderes Lager überzugehen, oder die Sommer-Quartiere zu beziehen. Denn dass ich etwa unserer neuesten italiänischen Oper Schritt für Schritt folgen sollte, werden Sie wohl nicht von mir erwarten. Ich habe dieselbe, die Wahrheit zu sagen, in der That erst ein einziges Mal besucht, und zwar, als man neulich die für Wien noch neue Oper von Verdi „Il Trovatore“ gab. Was soll ich Ihnen aber darüber schreiben? Sollte nicht die blosse Anzeige: eine neue Oper von Verdi, genügen, so dass jeder ohne weiteren Commentar wissen muss, woran er ist? Man werfe uns doch nicht von gewisser Seite her so oft Unduldsamkeit und engherzige Exclusivität vor! Dieser Vorwurf, wenn er den Deutschen treffen soll, ist wirklich höchst abgeschmackt. Keine Nation der Welt ist so bereit, jedes fremdländische Verdienst, oft bis zum Uebermaass und zur eigenen Selbst-Erniedrigung, anzuerkennen, als eben die deutsche. Aber man verlange nicht von ihr, dass sie in solchen Gebieten, in welchen sie selbst die höchsten Kränze gepflückt, wie z. B. in der lyrischen Poesie und Musik, Gelbveiglein und Niesswurz-Blüthen für Rosen und Lilien annehmen solle. Es gibt überhaupt zweierlei Arten von Toleranz: eine durchaus zufordernde, welche darin besteht, dass sie jedem noch so Kleinen, wenn es nur nach irgend einer Seite den Keim des Wahren und Echten in sich trägt, sein Recht widerfahren lässt, und eine durchaus verwerfliche, welche auch das Schlechteste und Gemeinste (wenigstens bis zu einer gewissen Gränze, wie die Formel heisst) anerkannt wissen will, weil es nicht minder in dem vielköpfigen Publicum sein Echo findet, und zwar oft das allerlauteste. Für dieses aber gibt es in der That nur eine Toleranz, und das ist diejenige, welche das Leben selbst übt, und von welcher Seite man ihm ohnedies nichts anhaben kann. Man kann das Publicum nicht hindern, nichtsnutzige Bilder zu beschauen, an ihnen Gefallen zu finden und die Wände seiner Privat-Gemächer damit zu zieren; aber man verlange für sie nicht auch noch eine Stelle im Museum der Kunst. So kann man es denn auch der deutschen Kritik nicht im Mindesten verargen, dass sie über die neu-italiänische Opern-Musik so ziemlich in Bausch und Bogen den Stab bricht*). Um nun auf die neue Oper Verdi's zu kommen, so errathen Sie wohl schon aus dieser Einleitung meine Meinung über das Product. — Gemeinheit und die unsinnigste, widernatürliche Barbarei neben der possierlichsten Charakterlosigkeit an allen Ecken und Enden. In der Kunst aber gilt nicht das Wort der Bibel: „Wenn ich auch nur Einen Gerechten“ u. s. w., sondern der Volksspruch: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“ — auch zwei noch nicht. Wenn man die Oper mit dem Textbuche in der Hand verfolgte, so mussten einem die Haare zu Berge stehen über diese Unnatur der Declamation, über diese grausenvolle Wort-Verzerrung! Absoluteste Willkür-Herrschaft eines vogelfreien Tonsetzers. Wie könnte man sich bei dieser Verderbtheit der neu-italiänischen Opern-Musik wundern über den gleichzeitigen Verfall der einst so grossen Gesangskunst Italiens? Wie sollte sich ein Stimm-Organ, dass sich allen diesen Verrenkungen, ein Geschmack, der sich von solcher Kost nähren muss, bilden und entwickeln können? So ist es denn dahin gekommen, dass die Sänger Italiens, welche sonst nur hieher zu kommen brauchten,

um mit Lorbeeren überschüttet zu werden, schon in der vorjährigen, noch mehr aber in der heurigen Saison fast nur Schande und Spott ärnten. Zwar zählt die Gesellschaft einige tüchtige Kräfte und einen Stern erster Grösse, die herrliche Medori; aber Eine Schwalbe u. s. w. Ueberhaupt ist mir diese ganze italiänische Opern-Wirthschaft von je her als ein Unfug erschienen, der seit dem Erlöschen der unvergleichlichen Gesangskunst vollends ohne alle Berechtigung, von Staats wegen abgeschafft werden müsste. Ich frage warum und wozu? Warum nicht gleich in weiteren drei Monaten französisches Vaudeville und in den nächstfolgenden englische Tragödie? Periodisch haben wir das ohnehin schon Alles gehabt. Ich sehe aber darin absolut eine Herabwürdigung der einheimischen Kunst, besonders wenn man noch überdiess erwägt, dass man sich für drei Monate italiänischer Oper dieselbe Summe abdingen lässt, wie für neun Monate deutscher Oper. Und man schreit noch über Unduldsamkeit!

(Schluss folgt.)

Tages- und Unterhaltungs-Blatt.

In Essen ist am 5. Mai eine neue Orgel, von den Gebrüder Ibach in Barmen, in der evangelischen Kirche eingeweiht worden. Die Revision der Orgel ist durch Prof. Breidenstein aus Bonn und den Seminarlehrer Herrn Eickhoff aus Meurs vorgenommen worden. Das Urtheil der Revisoren ist ein durchaus günstiges, und beide Herren sprachen sich sehr lobend über das neue Werk aus. Die Orgel hat 1600 Pfeifen und 27 Register. Im Manual sind 12, im Positiv 9, im Pedal 6 Register. Die beiden Claviaturen, Manual und Positiv, lassen sich so leicht spielen wie bei einem Piano. Die ganze Orgel kostet 2600 Thaler.

Stettin. Die hiesige Polizei hat bei dem hier gastirenden k. k. Hof-Opernsänger Herrn Beck nicht nur Haussuchung gehalten, sondern denselben auch mittels Zwangspasses nach den österreichischen Staaten sofort ausgewiesen. Obwohl bei Durchsuchung der Papiere und Effecten durchaus nichts Verdächtiges, vielmehr als Beweis der Loyalität das Bild Ihrer K. K. österreichischen Majestäten, seines neu vermählten Allerhöchsten Herrscherpaars, vorgefunden wurde, so musste derselbe doch binnen 16 Stunden Stettin verlassen. Herr Beck war überdiess im selben Augenblicke von einer Halsentzündung befallen, und sein Arzt erklärte, dass die Krankheit zwar eine Reise zuliesse, jedoch für die Stimme Alles zu befürchten wäre. Ueber den Grund dieser polizeilichen Verfügung ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden. Th. Chr.

Lortzing's Grab bezeichnet in neuester Zeit ein schlichter Stein, worauf ausser des Componisten Geburts- und Todestag (23. October 1803 und 21. Januar 1851) die einfach schönen und treffenden Worte:

„Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort!“ —

Stein und Inschrift rühren von Ph. Düringer her, Regisseur am königlichen Theater zu Berlin, der, Lortzing's Freund im Leben und im Tode, 1851 bekanntlich eine auf Originalbriefe basirende Biographie des Verstorbenen herausgab, deren Ertrag für Lortzing's Hinterlassene bestimmt war und ihnen auch bereits zugeslossen ist.

Th. Chr.

*) Das ist doch wohl etwas zu weit gegangen. Anm. d. Red.

Am 22. Mai sollte in Frankfurt der Verkauf der Bibliothek des berühmten Abtes Vogler beginnen.

Die italiänische Oper in Paris ist jetzt geschlossen. Nicht un interessant ist eine Zusammenstellung ihres Repertoires. In 91 Vorstellungen sind 16 Opern gegeben worden. Unter diesen 16 Opern waren 6 von Rossini (*Cenerentola*, *Il Barbiere*, *La Gazza ladra*, *La Donna del lago*, *Otello*), 4 von Bellini (*I Puritani*, *Norma*, *La Sonnambula*, *Beatrice di Tenda*), 3 von Donizetti (*Lucrezia Borgia*, *Lucia*, *L'elisire d'amore*), eine von Mozart (*Don Giovanni*), eine von Verdi (*Ernani*), eine von Coppala (*Nina Pazzza*). Die meisten Vorstellungen erlebte Rossini mit 37, davon vierzehnmal der Barbier. Dann folgt Bellini mit 24, worunter die Puritaner siebenmal. Donizetti hat 15 Vorstellungen und Mozart's *Don Juan* 7 erlebt. Solch eine statistische Uebersicht ist das geschriebene Urtheil des Publicums.

Die neue Oper *La fiancée du diable* ist noch nicht zur Aufführung gekommen, obschon sie für den 17. Mai fest angekündigt war.

Die *France musicale* berichtet die Rückkehr des Herrn Louis Lacombe von seinem Triumphzuge durch Deutschland. Wird denn die *France musicale* jetzt an der Newa geschrieben?

Die deutsche italiänische Oper, welche Herr Seager Oswald im Drurylane-Theater in London zusammengestellt hat und deren Haupt-Stütze Karl Formes ist, erfreut sich des Beifalls des Publikums und seines zahlreichen Besuches in hohem Grade. Neuerdings ist Fräul. Agnes Bury daselbst als Nachtwandlerin mit grossem Erfolge aufgetreten und in Folge dessen auf ein Jahr mit 16,000 Thalern engagirt worden.

Mad. Sontag hat mit ungemeinem Erfolge in Mexico gesungen.

Offener Brief an Herrn A. Schindler in Frankfurt am Main.

In einem Kreise von Künstlern und Kunstfreunden wurde gestern der Auszug aus einem „für Ihre Freunde als Manuscript gedruckten Aufsatze“, welchen Nr. 20 der Niederrheinischen Musik-Zeitung enthält, vorgelesen. Mehrere der Anwesenden waren „Studirende von Beethoven's Clavier-Musik“. Es war denselben interessant, zu erfahren, dass „Cherubini Beethoven's Aufmerksamkeit auf die Clementi'sche Schule gelenkt“, dass Beethoven „mit Geist gespielt“ und „nicht immer mit Cramer in der besten Harmonie gelebt habe“, obschon sie sich dadurch nicht wesentlich für den Vortrag Beethoven'scher Musik gefördert sahen. Es war ihnen nicht neu, dass „im mehrstimmigen Satze die melodieführende Note hervortreten müsse“ — „sie stecke in welcher Stimme immer“ —, es schien ihnen aber, mit allem Respect vor Clementi, ganz unnöthig, um zum richtigen Vortrage einer Melodie zu gelangen, derselben erst irgend „ein Versmaass unterzulegen“, da die Tonkunst, deren Leben der Rhythmus ist, einen viel zu reichen Wechsel desselben darbietet, um sich bei der in dieser Hinsicht viel ärmeren Sprache Rath holen zu sollen. Was aber den oben bezeichneten Kreis in wahres Erstaunen setzte, war die Art und Weise, in welcher einer Anzahl grosser Künstler von Ihnen in jenem Aufsatze gedacht wird — Hummel's, „dessen Richtung zum sicheren Verderben führen konnte“ — Liszt's, dem Sie, wie der steinerne Gast dem *Don Juan*, ein feierliches *Pentiti* zugerufen,

aber, grossmüthiger als jener, „vier Jahre gegeben haben“, um sich zu bessern — Kalkbrenner's, dessen „Küche und Keller“ wenigstens Ihrem Gedächtnisse nicht entschwunden scheint — Moscheles' endlich, dessen „Heldenthal“ Sie „den verdienten Lohn zugemessen“.

Lob und Tadel aussprechen, darf Jeder — und Jeder kann auch seine Ideen (nach Heine's Kutscher „alles dumme Zeug, was einem durch den Kopf geht“) drucken lassen. Lohn und Strafe zu messen, ist aber ein anderes Ding — das gestatten die Menschen, wenn sie der Kindheit entwachsen sind, nur hohen, höchsten und allerhöchsten Richtern, und zwar auch diesen nicht als höher stehenden Mitmenschen, sondern nur als Dienern der Gerechtigkeit in eigener Person. Dass sich nun Jemand aus selbstständiger Machtvollkommenheit zu einer Art Oberrichter, oder gar zum Spender von Gnade und Ungnade constitue, schien eine fast historische Curiosität, und ein gewisses Interesse machte sich rege in Bezug auf den, von dem sie ausging. Dass Sie in Paris als *Ami de Beethoven* mit vielem *Succès* aufgetreten, dass Sie nicht allein in, sondern auch von der Beethoven'schen Muse geistig und leiblich leben, dass Sie über Mendelssohn's Fähigkeit als Dirigent eigenthümliche Ansichten veröffentlicht, und dass Sie in Münster Musik-Director gewesen, war ungefähr Alles, was die meisten der Anwesenden von Ihnen wussten, und man bestürmte mich schmeichelhafter Weise mit Fragen, um Näheres über Sie zu erfahren; aber leider konnte ich auf die meisten derselben keine Antwort geben. Ich versprach, mich an Sie selbst zu wenden, und nehme mir nun die Freiheit, Sie um gefällige Beantwortung folgender Fragen ergebenst zu ersuchen:

Haben Sie es je im Clavierspiel so weit gebracht, um die erste Etude von Cramer spielen zu können?

Existirt irgend ein nicht „als Manuscript gedrucktes Werk“ von Ihnen, ästhetischen oder theoretischen Inhalts?

Kann man auf irgend einem Wege zur Kenntniss einer Composition von Ihnen gelangen?

Haben Sie als Dirigent eine bedeutende, der Welt unbekannte Vergangenheit?

Machen Sie wirklich auf die Stelle des Statthalters Beethoven's auf Erden gegründete Ansprüche, wie ein Freund behauptet?

„Nur die Lumpe sind bescheiden“, sagt Göthe — ich rechne daher auf eine aufrichtige, unbescheidene Antwort.

Ihr (so viel wie möglich) ergebener

Ferdinand Hiller.

Köln, den 23. Mai 1854.

Ankündigungen.

Alle in dieser Musik-Zeitung besprochenen und angekündigten Musicalien etc. sind zu erhalten in der stets vollständig assortirten Musicalien-Handlung nebst Leihanstalt von BERNHARD BREUER in Köln, Hochstrasse Nr. 97.

Die Niederrheinische Musik-Zeitung

erscheint jeden Samstag in mindestens einem ganzen Bogen; allmonatlich wird ihr ein Literatur-Blatt beigegeben. — Der Abonnementspreis beträgt für das Halbjahr 2 Thlr., bei den K. preuss. Post-Anstalten 2 Thlr. 5 Sgr. Eine einzelne Nummer 4 Sgr. Einrückungs-Gebühren per Petitzeile 2 Sgr.

Briefe und Zusendungen aller Art werden unter der Adresse der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung in Köln erbeten.

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. L. Bischoff in Köln.

Verleger: M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Drucker: M. DuMont-Schauberg in Köln, Breitstrasse 76 u. 78.